



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 30. JUNI.

Sonnett.

(Ueberraschung.)

Wie eine treue Mutter ihre Kleinen
Vor Schaden hütet, ihren Fehlern wehret,
Sie sorglich pflegt und unermüdet lehret,
Daß Geist und Körper sich harmonisch einen;

So ließ ich aller schönen Wünsche keinen,
Nach denen gern das Menschenherz begehret, —
Daß nicht in Kummer sich der Frieden lehret —
Im meiner Seele klaren Spiegel scheinen.

Im ernstest Kampfe war das Werk gelungen:
Der Habacht Hier, des Ruhmes stolzes Trachten,
Die wilde Sinnenlust hab' ich bezwungen.

Da sah ich Dich! und Wunsch um Wunsch er-
wachten:

Von süßen Trieben überrascht, umschlungen, —
Fühl' ich die Sehnsucht meinen Geist umnachten. —

B.

Vaterländisches.

Statistisches aus Triest.

Zufolge einer, von der k. k. Prov. Staatsbuchhaltung veröffentlichten Uebersicht wurden während des Militärjahres 1841 in Triest geboren: ehe-lich 1329 männlichen und 1353 weiblichen, und unehelich 967 beiderlei Geschlechtes, zusammen 3649 Kinder, gegen 3652 im Jahre 1840, 3337 im J. 1839 und 3257 im J. 1838. Der Religion nach waren 3461 katholisch, 49 akatholisch, 41 griechisch und 98 mosaisch. Die Zahl der Vertrauten belief sich auf 616 Paare katholischen, 8 akatholischen, 14 gemischten, 9 griechischen und 25 mosaischen Glaubens, zusammen 662, gegen 671 im J. 1840, 656 im J. 1839 und 674 im J. 1838. Dazwischen waren dem Alter nach männlich: 227 bis 24,

197 von 24 bis 30, 233 von 30 bis 40, 75 von 40 bis 50, 22 von 50 bis 60 und 8 von 60 Jahren und darüber; weiblich: 115 bis 20, 144 von 20 bis 24, 187 von 24 bis 30, 155 von 30 bis 40, 53 von 40 bis 50 und 8 von 50 Jahren und darüber. Die Zahl der Gestorbenen betrug 2331 und zwar 1300 männlichen und 1031 weiblichen Geschlechtes. Der Religion nach: 2171 katholisch, 41 akatholisch., 37 griechisch., 82 mosaischen Glaubens. Dem Alter nach waren: 688 von der Geburt bis 1 Jahr, 452 von 1 bis 4, 240 von 4 bis 20, 349 von 20 bis 40, 287 von 40 bis 60, 259 von 60 bis 80, 53 von 80 bis 100, und 3 von 100 Jahren und darüber.

Der Todesart nach starben 2290 an gewöhnlichen Krankheiten, 20 an Blattern, 3 durch Selbstmord und 16 verunglückt. Ermordet wurden 2.

Im Küstenland überhaupt waren.

	1841	1840	1839	1838
Geboren	18,716	17,793	17,991	17,566
Getraute	3,956	3,428	4,009	3,749
Gestorben	12,512	15,269	14,897	12,259

Lord Byron und Fatima.

(Ergählung nach dem Echo de la Presse.)

1.

Nicht fern von dem Dorfe Ovide, an der Stelle, wohin mehre Alterthumsforscher die alte Stadt Abydos verlegen, obgleich Hero's Leuchtthurm Leandern nicht mehr über den Hellespont leuchtet, erhob sich im Jahre 1810 eine Fischerhütte, bis zu deren Schwelle die Brandung des Meeres schlug. Einige zerstreute Trümmer, halb unter Waldreben und Winden verborgene Grundmauern, einige Capitälcr von Marmorsäulen, an denen die Türken ihre Leitseile befestigen: das ist alles, was von der poetischen Stadt übrig blieb, die Ovid besungen.

Es war in den ersten Tagen des Mai. Auf dem Sandufer sammelte tief gebückt ein junger Mann in eiserne Eimer das Erträgniß eines reichen Fischfanges und wandte nur von Zeit zu Zeit den Kopf nach seiner Frau hin, die auf der Schwelle der Hütte an einem rothen Wollenkleide nähte.

Beim Anblicke dieser heitern, von Jugend und Hoffnung umstrahlten Gestalten mochte man leicht erkennen, daß diese Leute mit ihrem bescheidenen Glück zufrieden waren, daß die Liebe ihrer Armuth neue Reize lieb.

Plötzlich rauschte das Meer auf und warf einen jungen, halb nackten Mann an's Gestade, dessen Kräfte gänzlich erschöpft schienen. Mit Anstrengung richtete er sich auf, schüttelte seine dunklen, mit weißem Schaume bedeckten Locken und versuchte einige Schritte zu machen; aber seine Kräfte verließen ihn, er wurde blaß und sank ohne Besinnung zu Boden.

Der Fischer hatte ihn bemerkt und eilte hastig herbei. Er hob ihm den Kopf auf, legte die Hand auf sein Herz, ob es noch schlage, lud ihn endlich auf seine Schultern und trug ihn in die Hütte. Dort legten ihn die beiden Eheleute auf eine Matte und bemühten sich, ihn wieder in's Leben zurückzurufen.

Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren und von vollkommener männlicher Schönheit, hätte nicht ein aufmerksames Auge ein kleines Mißverhältniß in der Länge seiner Beine und der Gestalt eines Fußes entdeckt. Aus dem kühnen Schnitte seines Gesichtes und aus einem eigenthümlichen Zuge um die Lippen sprachen brennende Thatkraft und hochfliegende Laune. Der untere Theil seines Antlitzes hatte die reinen Umrisse altgriechischer Schönheit. Seine Stirn war hoch und seine Miene trug nicht den leisesten Eindruck der Alltagsorgen des Lebens.

Die sorgsame Hilfeleistung brachte den Fremdling bald wieder zu sich. Er öffnete die Augen und blickte mit Verwunderung den über ihn gebeugten Fischer an, der den rechten Arm um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, fuhr mit der Hand nach der Stirn, als wolle er sich besinnen und murmelte, mit einem Blicke auf ein Medaillon an seiner Brust, halblaut in englischer Sprache:

„Uda, mein theures, unglückliches Kind! Und ich habe von Dir nichts, als eine Haarlocke, von unbekannter Hand dem freund- und heimatlosen Wanderer übersandt!“

Nach diesen Worten versank der Fremde in trübes Sinnen.

„Ewig unverbesserliches Geschlecht!“ rief er dann mit stolzem Lächeln; „thörichte Schulweisen, die ihr

Hero's poetische Liebe läugnet, was werdet Ihr sagen, wenn Ihr hört, daß ein Dichter den Hellsport durchschwommen, um eine geächtete Wahrheit wieder in ihr Recht zu setzen?“

Hierauf wandte er sich an den Fischer.

„Von welchem Volke bist Du?“ fragte er ihn in türkischer Sprache.

„Ich bin von Oveido gebürtig.“

„Du bist ein Türke,“ sagte der Fremde und seine Stirn verdunkelte sich. „Trauriges Land, wo man die Knechtschaft in aller ihrer Erniedrigung, den Despotismus in seinem ganzen Schrecken findet!“

Der Fischer sah ihn mit einem Blicke an, als habe er ihn nicht verstanden. „Auf meinem Gestade,“ sagte er endlich, „kenne ich weder Gewalt noch Neue. Meine Welt fängt bei jenem Meere an und endet bei diesen Trümmern. Dieß, o Fremdling, ist all mein Reichthum.“

Und er deutete auf seine Lebensgefährtin, deren reine Stirn von harmloser Fröhlichkeit strahlte.

Die letzten Worte des Fischers schienen in dem Fremden einen halb entschimmernden Schmerz wieder aufzustacheln. Sein Antlitz nahm einen ernsten, fast hoffnungslosen Ausdruck an.

„O,“ rief er, „wenn die Sorge nie bei Euch wohnt, so verschließet vor mir Eure Thüre: werfet mich zurück in die Wogen, welche minder treulos sind, als mein Glück und minder stürmisch, als mein Schicksal! Wo ich mich setze, läßt sich der Schmerz mit mir nieder!“

Die beiden Ehegatten betrachteten ihn mit einem Blicke lebhaftesten Bedauerns. Der Fischer antwortete:

„Der heilige Koran sagt: Suche nicht in das Verwehrte zu dringen. Nimm den Armen und den Reisenden auf. Gott liebt die Wohlthätigen.“

Aber der gute Fischer sah nun, daß sein Gast, von Ermüdung und Fieber erschöpft, den Kopf hatte auf die Matte zurücksinken lassen und eben entschlummerte.

„Der arme Mann muß sehr unglücklich seyn!“ flüsterte die junge Frau mit nachdenklicher Stimme.

„Ach wohl,“ sagte der Fischer, und küßte sie auf die Stirn, „er hat keine Fatima, wie es scheint.“

(Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Weder das Porträtiren der Gegenwart, noch die prophetischen Träume der Zukunft erwecken in einem Kunstwerke jenes Interesse, das sich an

das Beleben der grauen Vergangenheit knüpft; denn indem wir die Gegenwart als Frucht der Vergangenheit erkennen lernen, ahnen wir auch die Zukunft, als Resultat der Gegenwart. Von diesem Interesse fühlt man sich unter den neueren Werken vorzüglich von E. V. Bulwer's: „Die letzten Tage Pompeji's“ ergriffen, — denn der Dichter erweckt mit dem Posaunenruf seiner Phantasie die Todten in das Daseyn; Pompeji erhebt sich vor unsern Augen aus seinem vulkanischen Grabe; in seinen Straßen und Plätzen wogt der Strom des Lebens, der, nachdem er uns die Bilder der Zone und des Glaukus vorüberführt, hindeutet, daß seine schöneren Uferblumen aus griechischem Blütenstaub entstammt sind, und daß die leisen, aus Hellas herüberklingenden Harmonien nicht zur Seele eines Volkes drangen, das an dem Schauspieler baldender Gladiatoren, und den Grausamkeiten der Arena Vergnügen fand. — Wie mit einem Zauberstabe führt uns der Verfasser siebzehn Jahrhunderte zurück — und zeigt uns, daß die Menschen jener Jahrhunderte nicht anders waren als wir. Wir treffen dieselben Leidenschaften und Bedürfnisse, die noch jetzt die Menschenbrust befeelen. — Den mächtigen, von keinem Lichtstrahl durchbrochenen Hintergrund dieses Seesengemäldes bildet Urbaces — gleichsam als Repräsentant einer Mythologie, die den Menschen Egoismus und Vergötterung seiner Leidenschaften lehrt, aber diese Macht wird plötzlich durchbrochen, der helle Stern des Christenthums erleuchtet die Gegend, und verbreitet um unser Daseyn das wärmende Licht unendlicher Liebe!

Die weibliche Seele, die verschwiegen, friedfertig, geduldig, Einsamkeit liebend, und züchtig ist, vereint alles in sich, um das häusliche Glück eines Mannes zu begründen, denn die Verschwiegenheit beweist Charakterstärke; die Friedfertigkeit Güte des Herzens; die Geduld weise Einsicht und Vertrauen auf Gott; die Liebe zur Einsamkeit eine fromme Erhebung des Geistes; und die Züchtigkeit ein reines, für alles Gute empfängliches Gemüth. — *Beati possidentes!* —

Ein altes Sprichwort sagt: man solle von den Todten nichts als Gutes reden. Es gibt aber Leute, die sich nur darum streng an diese Maxime halten, — um desto mehr Böses von Lebenden zu verbreiten.

Dr. U.

Feuilleton.

(Emporkommen in der Welt.) Malvoglio sagt: „Einige sind groß geboren, andere machen sich

groß, und noch Anderen wird die Größe zugeworfen.“ Die meisten von denen, welche zu einiger Auszeichnung in der Welt gelangen, werden mehr oder minder von allen drei Umständen begünstigt: der Hauptpunct aber ist, die Geschicklichkeit zu besitzen, durch eigene Mühe groß zu werden. Ein Mensch kann die Umstände, aber die Umstände können den Menschen nicht in die Größe hereinzwängen. Er muß den Stempel in sich tragen, oder er kann nie bedeutend werden; das Fortschreiten eines Menschen zur Größe kann aber durch die Umstände beschleunigt oder verzögert werden. Jeder, der in der Welt emporkommt, muß ein Talent besitzen, mag es nun Talent zu literarischer Auszeichnung, politischer Wichtigkeit, oder zum Anhäufen von Schätzen oder zu anderen Sachen, die eine Größe bedingen, seyn. Naturgaben sind das erste Erforderniß für einen ausgezeichneten Menschen; es streitet nicht gegen unsere Behauptung, wenn wir oft Narren in der Welt emporkommen sehen, denn Narrheit besteht ganz wohl bei gewissen natürlichen Vorzügen, ja oft ist sie selbst ein natürlicher Vorzug. Ein Schwachkopf kann ein musikalisches Talent besitzen, und sein Glück machen, ein großer Mann zu werden, weil er Pferdehaare über Kugeldärme ziehen kann. Zufälle wirken verschieden beim Emporsteigen begabter Menschen. Einige werden von Freunden empor gezogen und gestützt; Andere von Feinden empor gestoßen; diesen Letzteren geht es am Ende besser, denn Feindschaft ist dauerhafter, als Freundschaft. Die Freundschaft zieht oft ihre Hand zurück, wenn man ihrer gerade am meisten bedürftig ist, Feindschaft aber stößt immer vorwärts, so lange sie kann. Ein Mensch ohne Freunde ist unglücklich — aber Jemand, der keine Feinde hat, mag alle Hoffnung aufgeben — dem ist nicht zu helfen. Das Geheimniß, in der Welt empor zu kommen, besteht darin, daß man weiß, wie man seine Freunde und wie man seine Feinde gebrauchen soll.

(Ein Prozeß zwischen einem Preußen, Herrn Baron Mirbach, wie ihn französische Blätter nennen, und einem Pariser Wechsel) erregte einige Aufmerksamkeit. Die Sache wird auf folgende Art erzählt: Die preussische Regierung war in Kenntniß gesetzt worden, daß falsche preussische Banknoten zu Paris im Umlauf seyen. Sie schickte deshalb den Baron Mirbach als ihren Agenten nach Paris ab, um die Fälscher zu entdecken. Anfangs April sah Hr. v. Mirbach in dem Fenster des Wechslers Soive einige jener falschen Banknoten ausge-

steht; ging in Begleitung eines andern Preußen, Hrn. Lehmann, in den Laden, und fragte, ob er nicht solche Noten, im Betrag von 3000 bis 4000 Franken, erhalten könne. Hr. Soive hatte nicht so viele, versprach sie aber bis zu einem bestimmten Tage von derselben Person herbeizuschaffen, von der er die ersten erhalten. An diesem Tage kam der Baron wieder, begleitet von einem Polizei-Agenten. Die verlangten Banknoten wurden vorgezeigt, aber sogleich als falsch weggenommen. Bei näherer Untersuchung bewies Hr. Soive, daß er durchaus nichts von dem Betrug gewußt, und stellte deshalb eine Klage gegen Baron Mirbach auf Entschädigung von 3638 Franken an; so viel hatte nämlich er (Soive) für den Ankauf der Noten angewendet, und zwar lediglich im Auftrage des Barons, der, da er wußte, daß die ersten Noten falsch waren, mit Sicherheit voraussehen konnte, daß auch die folgenden verfälscht seyen. Der Verteidiger des Wechselers äußerte bei der Gerichtsverhandlung vor dem Civil-Tribunal sein Erstaunen, daß die preussische Regierung sich nicht unmittelbar an die Pariser Polizei gewendet habe. Hr. Gaudry, Mirbach's Advocat, behauptete aber, daß Soive verpflichtet gewesen, sich von der Autenticität der erworbenen Banknoten zu überzeugen, ehe er sie verkaufte, und also auch den Verlust tragen müsse. Dabei blieb auch das Gericht stehen, und Soive mußte überdies noch die Kosten der Verhandlung bezahlen.

(Aus dem Elsaß werden wir nächstens einen interessanten und dabei komischen Criminalfall bei den Assisen verhandeln hören.) In der Nähe von Neu-Breisach lebte ein vermöglicher, kinderloser israelitischer Handelsmann. Sein Ende nahete heran und einer seiner Verwandten, der bei ihm im Hause wohnte, Löw, bestürmte ihn, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen. Aber es kam nicht dazu, weil bei Schmul der Gedanke an das Testamentmachen mit jenem an die Reise in Abrahams Schoß gar zu nahe verknüpft war, und er zu jener Reise nicht recht Lust hatte. Endlich gab er nach, Löw eilte mit seiner Erlaubniß zum Notar, um ihn zu bestellen, als er aber wieder heim kam, welsch ein Schrecken! Schmul lag in den letzten Zügen. In der Verzweiflung eilt Löw zu dem Nachbar Schloffer; dieser kommt herbei, findet aber, daß Schmul nicht mehr lebt. Löw ist in Verzweiflung über die

verlorene Erbschaft, rätch hin und her, wie man dem Schmul das Lebenslicht auf eine halbe Stunde wieder einblasen könne, aber vergeblich. „Nachbar,“ sagte endlich der Schloffer, „Ihr dauert mich; — für ein gutes Trinkgeld will ich Euch guten Rath geben.“ — Gesagt, gethan. Beide heben den kaum verblichnen Schmul ganz sachte aus seinem Bette, und tragen ihn in eine Kammer im obern Stockwerk. Der Schloffer kauert sich in Schmul's Bette. Bald darauf tritt der Notar mit den Zeugen ein. „Wollen Sie ein Testament machen, Hr. Schmul?“ Der Schloffer nickt bejahend. „Hr. Löw, wenn sie allenfalls bei dem Testament theilhaftig sind, so entfernen Sie sich.“ — Löw wirft noch einen ängstlichen Blick auf den jämmerlich stöhnenden Schloffer und tritt ab. — Der Notar beginnt auf's Neue, „Hr. Schmul, sagen Sie mir, was ist Ihr letzter Wille?“ Der Schloffer, mit vielen Unterbrechungen und Ausrufungen: „Der Löw, ist ein Spigbub, der hat mich betrogen, mein Nachbar, der Schloffer, ist ein braver Mann, der hat mir viel Gutes gethan, der soll mein Erbe seyn.“ Der Notar schreibt diese Verordnung nieder, verliest sie dem immer schwächer werdenden Patienten, der sie durch Kopfnicken nochmals als seinen Willen bestätigt und ist froh, das Zimmer des todtkranken Juden bald wieder zu verlassen. Aber wer beschreibt Löw's Schrecken bei Eröffnung des Testaments? — Die Ueberraschung ist zu groß, er kann das Geheimniß der Testamentsfertigung nicht verschweigen, und es ist jetzt Sache der Justiz, seinen Helfer zum Geständniß zu bringen.

(Karlstr. 3.)

(Warnung für Gastwirthe.) Herr Gürth in Sondershausen geht damit um, einen »Conversationslexicon für Gastwirthe« herauszugeben. Darin sollen alle Wirthe auf der ganzen Erde mit Namen aufgeführt, alle Hotels beschrieben, alle ihre Vor- und Nachtheile beleuchtet, und ein förmlicher Tariff beigedruckt werden, wo man am reinlichsten, billigsten und höflichsten bedient wird. Das Alles läßt sich hören, aber nun kommt das Komische: »Wirthe,« heißt es, »in deren Hotels sich — Ungeziefer befindet, werden mit einem rothen Sternchen bezeichnet, und wo der Gast geschneilt (bei uns geschnürt) wird, werden mit drei Kreuzchen angedeutet seyn, mit Ausnahme der Wirthe in der Schweiz, wo man überall geschneilt wird, und bei welchen drei Kreuze viel zu wenig wären.“